

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Carl Bolle: Der Oleander in Berlin.

Mit diesem Wunsche werden alle diejenigen Mitglieder unserer Brandenburgia, welche sich nur ungerne in vorgerückter Stunde von dem neuen gastlichen Kunsttempel trennten, für alle Zukunft des letzteren ohne Zweifel gern einverstanden sein.

Der Oleander in Berlin.

Von Carl Bolle.

Auch in diesem Jahre wieder, wenn auch wegen Nässe und Rauigkeit des Sommers um wenigstens vier Wochen verspätet, hat Berlin sich an einem Blumengenuss ergötzt, den es, wie angenommen werden darf, vor anderen Städten voraus hat. Der Oleander ist es, dem unsere Mitbürger dies in gewohnter Weise verdanken. Dies südländische Bäumchen erfreut sich nämlich hier grosser Beliebtheit bei der Bevölkerung. Fassen wir dasselbe etwas näher ins Auge und sehen wir worauf sich sothane Bevorzugung gründet.

Wenn vornehmere Kreise gegenwärtig, wo es sich um Schmuckbäume handelt, fast ausschliesslich dem Lorbeer huldigen, der im Berliner Westen als Garten- und Strassenzierde ausserordentliche Bedeutung gewonnen hat, obwohl er sich nur durch den Blätterglanz seiner kunstvoll gerundeten Krone und durch den Anklang an kriegerischen Ruhm empfiehlt, so ist dagegen der Oleander erklärter Günstling bescheidener, der Zahl nach weit überwiegender Volksklassen geblieben. Sein Reich ist der Norden und Osten; sein Stand vor Budikerkellern und Schusterwerkstätten. Diesen Rang behauptet er seit länger als hundert Jahren und darf für unsere Stadt als Emblem populärer Blumenliebe, nicht minder als Resultat gleichgearteter Blumenzucht, gelten und genannt werden.

Wer kennt nicht seine rosige Blütenfülle; wer atmet nicht mit nervösem Behagen seinen süss betäubenden Geruch ein? So recht in Gunst steht er aber doch nur bei kleinen Leuten. Man sucht ihn vergebens auf Ausstellungen und die Gartenbauvereine haben ihm nie ein Wertzeichen erteilt. Im Handel wenig vertreten, gehen Ableger und Stecklinge von ihm von Hand zu Hand und zur Freude an dem Liebreiz der vegetativen Erscheinung gesellt sich das Lustgefühl, die anmutige Zierpflanze nicht für Geld erworben, sondern eigenhändig erzogen zu haben. Dies hindert jedoch nicht, dass für besonders ausgezeichnet blühende Exemplare von Liebhabern nicht zuweilen hohe Preise geboten würden.

Die Anzucht ermöglicht sich, leichter als durch Senker, vermöge der am Wurzelhals zahlreich erscheinenden Schösslinge, welche, rechtzeitig abgeschnitten, in einem Glase mit Wasser ziemlich rasch Wurzel machen und so eine Vervielfältigung mühelos bewerkstelligen.

Der Oleander ist ein Sonnenkind, das mit dem Fuss im Wasser, mit dem Gipfel in Gluthen tauchen will; Nässe von oben her scheut er. In Erinnerung an seine Heimat unter schönerem Himmel blieb er, um zur Blüte

zu gelangen, stark wärmebedürftig, während er zur Zeit der winterlichen Ruhe höhere Temperaturen ablehnt. Dergestalt eignet sich dieser immergrüne Baum, wie kein anderer, zur Stadtpflanze. Er schwelgt im Anprall der Mittagshitze am Mauerwerk und Gestein der Häuserreihen längs der Sonnenseite. Gerade da entwickelt er vom Juli bis September, mit den Schnitt zwar dulddender, aber zu regelmässigem Aufbau ungeeigneter Krone voll eigenartigen Laubes, jene volle langwährende Blütenpracht, unter deren Last sich die Zweige beugen. Die Gärten und Parks auf dem Lande zeigen ihn seltener in gleich strotzender Vollkommenheit. Fast möchte man sagen, es gelte für ihn, was von dem grossen Papste Sixtus V. berichtet worden ist, er liebt, wie dieser es that, den Anblick der Dächer. Immer aber wird ihm nachzurühmen sein, dass er etwas von dem wonnigen Hauch des Südens unserem Stadtbilde zuführen will.

Ein Nachtschmetterling von bewunderungswürdiger Schönheit, der Oleanderschwärmer (*Chaerocampa Nerii*) wird durch diese transalpine Kultur seiner Nährpflanze zum Fluge über die Alpen gelockt und hat sich in den wärmsten Sommern schon nicht allzu selten bis Berlin verflogen.

War es an den genannten Eigenschaften des Oleanders nicht genug, ihm Freunde zu gewinnen? Dazu kommt als maassgebend die grosse Bedürfnislosigkeit der Spezies und ihre ungewöhnliche Lebenskraft. Zwar ist er durch unabänderliche Daseinsbedingungen hier von der Kultur im freien Lande ausgeschlossen, dagegen als Topf- oder Kübelpflanze mit der denkbar grössten Anpassungsfähigkeit begabt. Man weiss, wie schwer es hält, einen Oleander tot zu kultivieren. Wird er vor scharfem Frost und vor Stubenwärme bewahrt, so darf man seines Gedeihens sicher sein, und er bleibt lange Jahre hindurch Haus- und Familiengenosse, in welcher Ausdauer wiederum ein Reiz mehr für den feiner besaiteten Pflanzenliebhaber liegt.

Wie es gekommen sei, dass gerade wir Berliner diesen Baum in so hervorragender Weise adoptiert haben, lässt sich demgemäss zwar leicht begreifen, die geschichtlichen Etappen der Einbürgerung jedoch sind schwerer nachzuweisen. Jedenfalls hat sein Erscheinen zuerst in fürstlichen und herrschaftlichen Gärten, die mit dem Auslande in Verbindung standen, stattgefunden. Zur Zeit des grossen Kurfürsten thut Elssholz seiner nur kurzweg Erwähnung, indem er nebenher bemerkt, diese Baumart erlange in Kreta eine solche Stammesstärke, dass kleinere Balken aus dem Holze geschnitten würden. Unmerklich muss dann ihr Abstieg, wie der mancher Kleidertracht, in weniger aristokratische Kreise erfolgt sein. Bouché giebt 1811 in seinem „Zimmer- und Fenstergarten“ noch ein besonderes Erdgemisch und 2—8 Grad Wärme bei der Überwinterung als für den Oleander erforderlich an. Bald war diesem beliebige Gartenerde und jeder halbwegs frostfreie Raum auf dem Flur oder im Keller als Winterherberge gerade recht; — 5—6 Grad Réaumur schaden ihm bei Annäherung der kalten Jahreszeit nicht. Im Frühjahr, bei aufsteigendem Saft, zeigt er sich empfindlicher, doch, spät austreibend, hierin auch nicht allzusehr.

Nehmen wir an, dass betreffs seiner Verallgemeinerung auch jene Imponderabilien mitgespielt haben, welche wir Zufall nennen. Thatsache ist,

er hat wenigstens dies volle Jahrhundert durch, wenn nicht länger, als Zierpflanze seinen Platz bei uns behauptet.

Den Lorbeer, von jeher ein Schmuck katholischer Kirchen und Klöster, hat erleichterter internationaler Verkehr seit kaum mehr als drei Jahrzehnten von Belgien her bei uns heimischer gemacht. Rasch sich vollziehende Schwenkung der deutschen Volksseele unter dem Einfluss des Planeten Mars dürfte dabei wesentlich mitgewirkt haben. Dem Oleander dagegen blühte kein augustisch Alter. Unmerklich hat er seinen Fortgang unter uns genommen und, deswegen um so sympathischer, sich zum Range eines wahrhaft volkstümlichen Gewächses aufgeschwungen. Von den Palästen, zwar nicht in Italien, wohl aber diesseits der Alpen, als altmodisch ferngehalten, schmückt er jetzt die bescheidene Alltäglichkeit kleinbürgerlichen Lebens. Auch sieht man ihn nicht selten die Einsamkeit abgelegener Bahnstationen verschönern, an denen der Weltverkehr vorübersaust, nur um sie desto stiller erscheinen zu lassen. Wenn da die mächtigen Blütenbüschel, manchmal rosa mit dem Weiss einer selteneren Farbenvarietät abwechseln, ist es eine Lust für das Auge des Vorüberfahrenden, sich daran zu erquicken.

Nun ein paar Worte zur Naturgeschichte des Oleanders, die vielleicht nicht Allen bekannt sein dürfte.

Fragen wir nach dem woher, so verweigert die Pflanzengeographie die Antwort nicht. *Nerium Oleander*, wie unser Sinngrün, die *Vinca*, zur Familie der Apocynen gehörig, ist nicht, wie von Unkundigen öfters angenommen wird, amerikanischen Ursprungs; seine Wiege liegt uns weit näher. Im wilden Zustande umkränzt es die Gestade des Mittelmeers, dergestalt für uns sowohl biblische wie antik-klassische Reminiscenzen einrahmend. Hier folgt es von Syrien bis Spanien und Marocco dem Lauf der Ströme, den von der Sonnenglut ausgedörrten Fiumaren und Barrancos, dem Sand und Kies der Seeufer, die es mit der Tamariske wechselnd bewohnt. Nicht überall vorhanden, bekundet es stets Vorliebe für geselligen Wuchs. Es verschönert die Landschaft durch die Pracht seiner Blüten in idealer Weise. Weit hinein in die Wadis der grossen Wüste reichend, verringern sich die Standorte auf der europäischen Seite des Mediterranbeckens nordwärts mehr und mehr, in einer Zwergform soll diese Pflanze, wenig beobachtet, den Gardasee als Endpunkt erreichen. Bei Bozen friert sie im freien Lande schon gewöhnlich ab und gelangt nur selten noch zur Blüte. Bis zu den atlantischen Inselgruppen dringt *Nerium* nicht vor, wohl aber scheint es weit ostwärts in wenig bekannter Grenzlinie mit dem noch schöneren *Nerium odorum* Indiens zusammenzutreffen.

Entfernteste Dinge berühren sich. Es wäre durchaus nicht ungereimt, wenn man in unserem Moabit vor einem blühenden Rosenlorbeer stehend, an das gleichnamige Gebirge Moab dächte, an dessen Fuss dieselbe Pflanze das tote Meer zu einem lebendigen macht, wie sie denn auch, nach dem Ausspruch der Reisenden, den See Genezareth mit einem fast ununterbrochenen Gürtel von Rosenrot aufs lieblichste umsäumt und wiederum im fernen Westen Nordafrikas den Lauf der Flüsse, die vom Abhang des Atlas dem westlichen Ocean zueilen, bis zum äussersten Horizont hin durch ihren Farbenglanz erraten lässt. Das gelobte Land erscheint so recht als ein

Mittelpunkt der Oleandersphäre. Was dort im Rosenschimmer leuchtet, ist auf der Höhe der Cercis oder Judasbaum (*arbre de Judée*), in der Tiefe und überall am Wasser dagegen der Oleander, den Schriftkundige mit der Rose von Jericho, einem klangvoll auf andere Gewächse übertragenen Namen, identifizieren wollen. Als Charakterbaum fast allgegenwärtig, erwächst er in Judäa bisweilen zur Stärke eines Waldbaums. Bei der verhältnismässigen Seltenheit des *Salix*geschlechts in Palästina ist es erlaubt, wo die Bibel von Weiden spricht, an *Nerium* zu denken und wir erkennen dasselbe in jenen Bachweiden, die einst das Nilpferd des Jordans, den Behemoth, deckten, wie sie heut noch Panther und wilde Eber in undurchdringlichem Dickicht bergen. Wie oft mögen Oleanderzweige zum Laubeshüttenfest gebrochen worden sein.

Immer klingt uns aus der Kindheit das Wort einer Gärtnerin im Ohre: Oleander, dat's ne Weide, der kann nie genug Wasser kriegen. Diese Gute, unsere alte Dörthe, besass Sinn für lebendige Naturanschauung, obwohl sie von jedweder Kenntnis botanischer Systematik himmelweit entfernt war. Zwar vermöge seines klebrigen Saftes nicht allzu empfindlich gegen Trockenheit, ist in der That doch der zahm gezüchtete Oleander, bei uns meist gefüllt blühend, sei es im eleganten Kübel, sei es im ausgedienten Butterfass, eine allzeit durstige, der Giesskanne eng befreundete Wasserpflanze.

Für die Griechen des Altertums war dies auch Hellas reichlich zuteil gewordene Gewächs, ihr Rosenbaum, das eigentliche *Rhododendron*, unter welchem Namen wir jetzt jenen wohlbekanntem *Ericaceen*strauch des immergrünen kolchischen Buschwaldes verstehen, der in Syrien mit dem Rosenlorbeer zusammentrifft und am Orontes, der Höhe nach abgegrenzt, sich mit diesem in den Wasserlauf teilt. Wohl lautend klingt das französische *Laurier-rose*, dem hie und da im Deutschen das gleichwertige Rosenlorbeer oder Lorbeerrose nachgebildet worden ist. Philologen wollen wissen, dass aus dem griechischen *Rhododaphne* von den Arabern die Vokabel *Difla* gemacht worden sei, welche wiederum zu *Adelfa* umgewandelt, jetzt im Spanischen unseren Baum bezeichnet.

So lebt denn unter uns der Oleander als eine Pflanze, die dem nördlichen Klima ursprünglich fremd, doch Bürgerrecht in unserer Mitte gewonnen hat, indem sie, sonst nutzlos und allein zum Schönheitssinn sprechend, unendlich Vielen Freude und Genuss bereitet. Die Granate ist als Zierbaum veraltet, die Orange auf die Gärten der Grossen beschränkt. Das Volk aber wird sich seinen Liebling, von dem wir hier handeln durften, so leicht nicht nehmen lassen, selbst wenn man ihn, wie das der Goldregen über sich ergehen lassen musste, seiner allerdings unabläugbaren Giftigkeit wegen, verdächtigen wollte.

Zum Schluss etwas, was kaum eine Anekdote genannt zu werden verdient. Bereits vor drei Jahrzehnten war die Schutzmannschaft nicht minder eifrig wie jetzt bemüht mit streng ordnender Hand in die Benutzung der Strassenfronten zu Pflanzenschmuck einzugreifen. Nun ereignete es sich, dass vor einem Hause nahe dem Potsdamer Thor, langer Gewohnheit folgend, prachtvolle Oleander ganz ungeniert blühten. Ein Konstabler forderte unerwartet deren Entfernung. Was that der betreffende Hauswirt? Schnell entschlossen, schnitt er von seinen Schmuckbäumen ein grossmächtiges

Bouquet ab und sandte es mit seiner Karte an die Gattin des im Polizeibureau als Chef waltenden Beamten. Daraufhin sind seine Oleander unbehelligt geblieben. Heutzutage erbittet man für Solche die Erlaubnis beim Polizeipräsidium.

Kleine Mitteilungen.

Der „Totschlag“ in der Oranienburger Forst. Ein „Totschlag“ („toter Mann“), der trotz der Nähe Berlins wenig bekannt zu sein scheint, liegt in der Oranienburger Forst — am Wege, der von Birkenwerder nach Wensickendorf führt. Er hat fast dieselbe Entfernung von folgenden drei Ortschaften: Wensickendorf (4,5 km), Birkenwerder (5,4 km) und Summt (4,8 km). Am leichtesten findet man ihn, wenn man von Birkenwerder aus zunächst das liebliche Briesethal aufwärts wandert. Nach einer Stunde erreicht man die sogenannte „Steinerne Brücke“, über welche der Waldweg Summt — Oranienburg führt, während der bisher benutzte Promenadenweg im Briesethal weiter nach Forsthaus Zühldorf (seit 1895) geht. Der Oranienburger Weg ist nun von der Brücke aus etwa 1 km weit (10 Minuten) in nördlicher Richtung zu verfolgen. Man kommt dabei an zwei Rieseneichen vorüber, deren eine einen Umfang von 5 m besitzt. Zunächst erblickt man rechts am Wege einen hölzernen Wegweiser und bald darauf einen kleinen steinernen mit der Inschrift: Zühlsdorf 4,7 km, Borgsdorf 5,9 km, Lehnitz 5,5 km, Summt 4,2 km. 5 Minuten weiter steht am Wege Summt—Oranienburg bezw. Lehnitz ein zweiter steinerner Wegweiser, welcher uns den Weg nach Oranienburg (7,3), Summt (4,8), Birkenwerder (5,1) und Wensickendorf (4,8 km) zeigt. Von hier aus hat man den Weg nach Wensickendorf etwa 3—4 Minuten zu verfolgen; dann erblickt man links hart am Wege vor einer starken Kiefer einen Reisighaufen von 1 m Höhe und 3 Schritt Länge. Die Kiefer selbst ist in $1\frac{1}{2}$ m Höhe durch ein eingeschnittenes Kreuz (17/10 cm) bezeichnet; in gleicher Höhe sind noch 3 kleinere Kreuze von gleicher Form angebracht.

Kreuze und Reisighaufen machen uns die Stelle kenntlich, an welcher vor vielen Jahren ein Viehhändler im Walde ermordet wurde. Es ist auch heute Sitte, dass der Vorübergehende einen Zweig auf den Haufen wirft, wie mir mehrere Personen aus Wensickendorf und Zühlsdorf auf Befragen mitteilten. Niemand vermochte mir aber zu sagen, warum man das thue. Eine Arbeiterfrau aus Zühlsdorf erzählte dagegen, an jener Stelle sei eine Semmelfrau erschlagen und das Gestell, welches dort den Weg schneidet, heisse deswegen das Semmelgestell.

Ein vom Volksmunde als „Semmelstell“ oder „Semmelgestell“ bezeichnetes Gestell kommt freilich in jener Gegend auch vor; es liegt aber weiter östlich; es verdankt indessen seinen volkstümlichen Namen nicht der Erinnerung an eine grausige Mordthat, sondern vielmehr dem Umstande, dass

25
5 1919
sich auf
verfassen